

Wissenschaft verständlich vermitteln

Sehr geehrte Damen,

sehr geehrte Herren,

16:30 Uhr – mir ist klar, dass nach einem solch langen Tag voll komprimierter Infos die Begeisterung für weitere Vorträge nicht mehr allzu hoch sein kann. Und das WM-Auftakt-Fußballspiel steht auch schon vor der Tür. Ich verspreche Ihnen daher, meinen Beitrag zum Thema Wissenschaftskommunikation extrem kurz zu halten.

Vielen Dank an dieser Stelle an Herrn Prof. Koch für die heutige Einladung. Ich kenne ihn seit vielen Jahren und schätze ihn unter anderem auch als wertvolle Instanz bei der Evaluierung sensibler Rechercheergebnisse, da er stets einen guten Überblick über aktuelle Aktivitäten innerhalb der Forschungscommunity hat und die jeweils aktuelle Situation schlüssig – also auch für Redakteure nachvollziehbar – analysieren kann.

Warum Prof. Koch mich gebeten hat, Ihnen heute ein wenig über meine Erfahrungen als Redakteur zu erzählen, liegt wohl daran, dass jenes Magazin, für das ich im Bohmann-Verlag verantwortlich bin, nämlich das Forschungsmagazin Austria Innovativ, seit knapp 20 Jahren die Aktivitäten bzw. vielmehr den Output der Scientific Community begleitet.

Austria Innovativ ist damit das älteste Forschungsmagazin in Österreich und erreicht nicht nur die komplette heimische Forschungsszene, sondern wird mittlerweile auch von immer mehr Unternehmern gelesen. Für uns ist das ein großes Lob. Denn es bedeutet, dass wir es verstehen, den Output der Forschungsszene so zu vermitteln, dass er auch von Rezipienten verstanden wird, die sich nicht täglich mit diesem Thema auseinandersetzen. Der Österreichische Zeitschriftenpreis 2005, den wir vor kurzem für einen Austria Innovativ-Artikel über Nanotechnologie erhalten haben, unterstreicht diese unsere These.

Aber Sie sitzen ja nicht hier, um als Neuabonnent für Austria Innovativ gewonnen zu werden.

Ich werde Ihnen also ein bißchen über meine Eindrücke im Zusammenhang mit der Vermittlung von Forschungs- und Technologiethematen erzählen.

Bestandsaufnahme

Noch nie war die Aufmerksamkeit für Wissenschaft in der Bevölkerung so hoch wie heute. Das ist die gute Nachricht.

Gleichzeitig ist sowohl von wissenschaftlicher als auch von politischer Seite eine gestiegene Sensibilität gegenüber der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Wissenschaft zu beobachten.

Erhebliche Mittel werden investiert, um der Bevölkerung den Nutzen von Wissenschaft für unsere Gesellschaft zu vermitteln, weil aufgrund knapper öffentlicher Kassen die Legitimation von Forschungsförderung umstrittener geworden ist. Es wird verstärkt öffentlich hinterfragt, welchen Nutzen die jeweiligen Wissenschaftsbereiche haben.

Und so werden Science Weeks, oder lange Nächte der Forschung abgehalten, aufwändige Werbeaktivitäten gezündet oder umfassende langfristige Kampagnen in die Welt gesetzt, wie etwa derzeit „Innovatives Österreich“.

Dies alles soll und wird sicherlich auch für mehr Awareness sorgen.

Der beste Hebel für die Verbesserung der Akzeptanz von Wissenschaft und Forschung in der Gesellschaft ist aber nach wie vor die regelmäßige seriöse Medien-Berichterstattung.

Die Problemstellung ist aber dabei:

Wissenschaftler und Journalisten haben in der Regel unterschiedliche Ansichten, was Forschung berichtenswert macht. Während Wissenschaftler bereits von Detailergebnissen eines kleinen Zwischenschrittes Jubelmeldungen erwarten, möchte der Journalist bereits zu diesem Zeitpunkt eine plastische Geschichte über mögliche Wirkungen und Auswirkungen des zu erwartenden Forschungsergebnisses zeichnen.

Während der Redakteur also nach Möglichkeiten sucht, eine komplexe Materie für den Leser zu entwirren und trockene Thesen mit „Was wäre wenn“-Szenarien anzureichern, fürchtet der Gelehrte nichts mehr, als ein schlechtes Image in der Community aufgrund nicht-wissenschaftlicher Annahmen bzw. simplifizierter Beiträge aus seinem Bereich.

Um zu erklären, wie sich dieser Graben zwischen Wissenschaft und Medien auftun konnte, verweisen Wissenschaftler daher gerne auf diese angebliche Unvereinbarkeit zwischen Forschungsarbeit und journalistischer Praxis. Sie argumentieren, dass die wissenschaftliche Aktivität sei auf lange Sicht, auf Exaktheit und Strenge ausgerichtet sei, während die Medien kurze Sicht, Vereinfachung und Emotion in den Vordergrund stellen.

Conclusio: Journalisten orten bei Wissenschaftlern zu wenig Medienkompetenz, die wiederum reklamieren fehlende Sachkompetenz bei den Journalisten.

Und aufgrund dieser Diskrepanz fußen Forscher-Journalisten-Kontakte in der Regel auf der Initiative des Schreibers, der eine Geschichte braucht und nicht am Impuls des Wissenschaftlers, der ein Forschungsergebnis anzubieten hat: also Pull und nicht Push.

Das dürfte dann schließlich auch der Grund für das unausgewogene Verhältnis von Wissenschaftsberichten in den Medien und tatsächlich vorhandenen Ergebnissen aus der Forschung sein.

Noch deutlicher scheint diese Erklärung, wenn man die Berichterstattung der Qualitätsmedien einmal ausklammert und nur die reichweitenstarken Medien betrachtet, die aufgrund des Quotendrucks primär sensationsbetonte Wissenschaftsberichterstattung bevorzugen.

Die daraus resultierenden Auswirkungen auf das Bild der wissenschaftlichen Forschung in der Öffentlichkeit sind jedenfalls fatal. Denn der Gesellschaft wird so ein Abbild einer Wissenschaft gezeigt, die in dieser Form nicht existiert. Und durch diese verzerrte Wahrnehmung von Chancen und Risiken ist natürlich auch eine objektive Einschätzung der Bürger über die wissenschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit nicht möglich. Was eine positive Grundeinstellung verhindert.

Beziehungsweise eher die Skepsis wachsen lässt!

Bestes Beispiel ist etwa die Debatte um Gentechnik. Waren noch 1996 laut einer groß angelegten Eurobarometer-Umfrage lediglich 39 Prozent der EU-Bürger gegen gentechnisch veränderte Nahrungsmittel, ist mittlerweile eine deutliche Mehrheit unserer so genannten aufgeklärten Gesellschaft

dagegen. Selbst bei der „roten Gentechnik“ – also bei medizinischen Anwendungen – kam es in den letzten Jahren zu einem Vertrauensschwund.

Hat also das „Nicht-Bescheid-Wissen“ oder doch viel eher das verzerrte Abbild durch quotenfixierte Medien mehr Anteil an der negativen Haltung der Bürger gegenüber Wissenschaft?

Hinzu kommt noch, dass sich die Wissenschaft von unserer Alltagswelt immer weiter entfernt. Sie stößt in Dimensionen vor, die mit durchschnittlichem Schulwissen längst nicht mehr begreifbar sind. Die Bandbreite an spezialisiertem Wissen ist mittlerweile sogar so groß, dass sich selbst Forscher unterschiedlicher Disziplinen untereinander nicht mehr verstehen.

Wie kann also dieses breit gefächerte Fachwissen unter die Leute gebracht werden – und zwar so aufbereitet, dass sie vom Publikum zumindest soweit verstanden wird, um als Orientierungshilfe dienen zu können?

Die Lösung ist:

Es geht nur durch den engen Schulterkontakt zwischen Ihnen und den Journalisten der Qualitätsmedien. Je intensiver dieser Kontakt ist, umso weniger Plattform bekommen die dem Quotendruck erliegenden Massenmedien. Denn einer objektiv informierten Gesellschaft lassen sich ganz einfach gezielt verfasste Horrormeldungen wie etwa dem Designerbaby aus der Klonfabrik oder dem Sonntagsbraten aus dem Gen-Labor nicht mehr verkaufen.

Und wie das funktionieren kann, haben unter anderem Anton Zeilinger oder Josef Penninger gezeigt. Ohne Angst davor, in der Community belächelt zu werden, erklären sie der Öffentlichkeit in einfachen Worten,

wo sie mit ihrer Forschung stehen und was künftig daraus gemacht werden könnte. Simplifiziert und nur mit jenen Hintergrundinfos, die es gerade noch erlauben, verstanden zu werden.

Je mehr Wissenschaftler nach diesem Muster Kontakt zu den Qualitätsmedien halten, desto kleiner wird das Unbehagen der Gesellschaft aufgrund fehlender Orientierungshilfen, desto mehr schrumpft der Nährboden für verzerrte Sensationsmeldungen abseits der Realität.

Freilich – nicht jeder Forscher hat jene rhetorische Fähigkeiten, die erforderlich sind, die Massen zu begeistern.

Wenn aber der Forscher ein Basisrüstzeug erhält, das ihm die Sicherheit im Umgang mit Medien gibt und er auch noch die erforderlichen Parameter für das Publizieren abseits der Community kennt, dann hätten wir eine ganz andere Qualität des Kontaktes zwischen Wissenschaft und schreibender Zunft.

Und diese Kenntnis ist keine Hexerei. Auch entsprechende Kurse dafür gibt es genügend. Mediengeschulte Forscher haben es jedenfalls in der Hand, die Wahrnehmung von Wissenschaft in der Öffentlichkeit wieder zurechtzurücken.

Ich lade Sie daher alle ein, Austria Innovativ als Plattform für diesen Diskurs zu nutzen. Denn Austria Innovativ erreicht neben der Forschungscommunity und forschungsaffinen Unternehmen auch alle relevanten Journalisten in Österreich. Und wir wissen, dass Austria Innovativ auch immer wieder gerne als Ideenlieferant für neue Themen bzw. als Basis von Recherchearbeiten genutzt wird.

Zum Abschluss möchte ich Sie gerne auch noch mit ein paar verblüffenden Fakten versorgen, die mein Kollege Christian Müller von der APA in seinem Buch SciencePop zusammengetragen hat. Konkret hat der Studiengang Journalismus und Unternehmenskommunikation der FH JOANNEUM in Graz untersucht, welche Art von Wissenschaftsjournalismus sich die Österreicher wünschen.

Laut dieser Studie erwarten sich die KonsumentInnen von der Wissenschaftsberichterstattung vor allem journalistische Qualität. Also Verständlichkeit, Hintergrundinformation und thematische Tiefe. Multimedialität und Interaktivität hingegen sind erstaunlicher Weise faktisch irrelevant.

Ganz generell - und wohl gegen jede Erwartung - kommen also Bilder, Effekte und Sensationen ziemlich schlecht weg: Lediglich knapp über drei Prozent der Befragten sehen im Sensationsgehalt etwas, das einen Wissenschaftsbericht attraktiv macht. Dem Kriterium „gut illustriert“ geht es da mit 39 Prozent schon deutlich besser, von den Spitzenwerten für Verständlichkeit mit 76 Prozent oder thematische Tiefe mit 71 Prozent, ist es dennoch meilenweit entfernt.

Dementsprechend negativ auch das Fernsehen in Bezug auf Wissenschaftsberichterstattung: Es wurde von den Rezipienten im Mittel bewertet: Auf einer Schulnotenskala von 1 - 5 erhält es mit 3,21 die schwächste Note überhaupt, während Fachmagazine und Internet mit den Noten 1,75 bzw. 2,4 zu den „Musterschülern“ zählen. Gerade der vielgeschmähte Text interessiert also.

Ein weiterer Trugschluss der Journalisten sei laut der Joanneum-Studie, dass Naturwissenschaften, Medizin und Astronomie in der Beliebtheitsskala ganz oben stehen würden.

Zwar bringen die Konsumenten der Biologie das größte Interesse entgegen, auf den Plätzen dahinter tut sich jedoch eine Kluft auf: Bei den Rezipienten landet die Geisteswissenschaft „Geschichte“ - nach der Technik - auf Platz 3, während sie bei den Journalisten Platz 8 einnimmt.

Erst dann kommt die Physik (bei den Journalisten: Platz 3), dicht gefolgt von den Kommunikationswissenschaften, über die die Medienmacher eigenen Angaben zufolge fast nie berichten. Besonders überraschend ist die Platzierung der Medizin: Von den JournalistInnen als wichtiges Thema betrachtet, über das man oft schreibt (Rang 2), verbannen die Konsumenten Medizin ins Mittelfeld (Rang 7).

Journalisten, Wissenschaftler und Medienkonsumenten laufen also noch nicht synchron. Das wird wohl noch eine Zeit dauern.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit!